

Auf dem Weg zurück

Er hatte mit Drogen zu kämpfen – seit dem Entzug lebt er nicht in einer Klinik, sondern bei einer Familie auf einem Bauernhof.



Eigentlich hat der Langendörfer Patrick Furrer keine Erfahrung auf dem Bauernhof. Mittlerweile ist er aber zu einer grossen Unterstützung für den kleinen Betrieb geworden.

Raphael Karpf

Baggwil ist ein Dorf im Seeland, irgendwo zwischen Lyss und Bern. Es ist ein Ort, durch den einmal die Stunde ein Bus fährt. Trotzdem ist es kein verschlafener Flecken, dafür fahren zu viele Autos über die Bernstrasse – vor allem bei Stau auf der Autobahn. Kurz vor dem Dorfausgang steht, leicht erhöht, eine Pferdefarm. Ein kleiner Metallzaun trennt das Haus von der Strasse, neben der Tür steht eine hölzerne Bank, mit geschnitzten Pferdeköpfen als Armlehnen. Der Stall mit 14 Pferden befindet sich direkt nebenan. Sie könnten die Aussicht auf den Jura, von Grenchen bis zum Bielersee, geniessen – wenn sie denn so etwas kümmern würde.

Eigentlich sind es zwei Geschichten, die sich im und um das alte Holzgebäude abspielen. Zum einen ist es die Geschichte von Anita Trachsel, 45, gelernte Hochbauzeichnerin mit einer sozialen Ader und einer Leidenschaft für Pferde. Ihr gehört der Hof. Und zum anderen ist es die Geschichte von Patrick Furrer, 26, angelernter Hauswart, dann der Absturz in die Drogen. Er hat bereits mehr als einen Entzug hinter sich. Doch, statt in einer Klinik, lebt und arbeitet er nun seit rund eineinhalb Jahren auf dem Hof. Der Alltag in der Natur soll ihm wieder genug Halt geben, bis er dereinst ganz auf den eigenen Beinen stehen kann. Möglich macht dies das Berner Projekt Alp.

Anita Trachsel: Die Pferdepflegerin

Sie ist eine kleingewachsene Frau, die ihr Zuhause für Menschen in schwierigen Situationen öffnet. Das braune Haar hat sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Mit einem Kaffee sitzt sie an ihrem Esstisch und erzählt.

«Wir leben hier auf keinem klassischen Landwirtschaftsbetrieb. Wir haben nur wenig Ackerland, ein paar Hühner und einige Schafe, die sind unsere Rasenmäher. In dieser Grösse wären wir vermutlich nur knapp überlebensfähig. Wir leben hauptsächlich von unseren

Pferden. Pferde sind meine Leidenschaft. Wegen ihnen habe ich den Hof meines Grossvaters überhaupt erst übernommen. Gelernt habe ich einmal Hochbauzeichnerin. Auch heute noch arbeite ich nebenbei auswärts. Im Moment zu 20 Prozent in einem Büro. Denn wenn man selbstständig ist, weiss man nie so ganz genau, ob man wirklich davon leben kann. Und ich bin zwischendurch auch sehr gerne einfach einen Tag weg.»

Während Trachsel erzählt, schaut ihre Lehrtochter auf dem Hof zum Rechten. Auch eine Praktikantin arbeitet auf dem Hof. Trachsels

Mutter packt mit an, ebenso ihr Partner, der auswärts arbeitet. Und seit einigen Jahren auch immer Mal wieder Menschen vom Projekt Alp.

«Als ich klein war, hatten meine Eltern ein Geschäft. Die Angestellten wohnten im Haus, wir waren immer viele am Esstisch. Mit diesem sozialen Gedanken bin ich aufgewachsen. Dass auch ich sozial etwas machen möchte, war mir schnell einmal klar. Ich habe mich umgeschaut und bin auf das Projekt Alp gestossen. Das hat mich sehr überzeugt. Seither hatten wir verschiedene Gäste hier.»

Patrick Furrer: Auf der Suche nach Normalität

Ihr momentaner Gast ist Patrick Furrer. Von Anfang an war er bereit, für den Artikel mit Namen und Foto hinzustehen. Nur seine Vorgeschichte, die möchte er in der Zeitung lieber nicht zu ausführlich lesen. Lange Haare fallen ihm ins Gesicht, ein Vollbart verdeckt den Rest davon. Aufmerksam hört er Anita Trachsel zu, selber redet er nur wenig. Und wenn, dann langsam und in ruhigem Tonfall.

«Ich habe einen Entzug gemacht, von diversen Substanzen. Dann eine Langzeittherapie. Von dort bin ich beim Projekt Alp gelandet. Ich hatte zwei



14 Pferde sind auf dem Hof. Alleine deren Sättel brauchen ordentlich Platz.

Auf den Bauernhof statt in die Klinik

Projekt Alp Die Institution aus Münsingen vermittelt seit über 20 Jahren Menschen mit Schwierigkeiten an Landwirtschaftsbetriebe. Für eine bestimmte Zeit wohnen und arbeiten diese auf einem Bauernhof. Das kann etwa ein Mensch mit psychischen Problemen sein, für den der stationäre Rahmen einer Klinik zu eng, für den das Leben auf eigenen Füßen aber noch nicht machbar ist. Oder es kann jemand mit einer Suchtmittel-Vergangenheit sein, der in der Zeit nach dem Entzug noch etwas mehr Unterstützung braucht. Oder es kann auch ein jugendlicher

sein, der ein Timeout braucht. Für eine Weile wird der Gast Teil der Bauernfamilie. Finanziert wird das Projekt Alp – eine Non-Profit-Organisation – in der Regel durch die Sozialdienste. Die Gastfamilien bekommen täglich rund 90 Franken für ihre Leistung. Begleitet werden Gast wie auch Gastfamilie jeweils von einem Sozialarbeiter von Projekt Alp. Während sich manche Klienten für einige Wochen auf dem Hof aufhalten, sind es für andere Jahre. So haben Jugendliche auch schon vom Hof aus die Schule oder die Lehre abgeschlossen. (rka)

Nachgefragt

«Der familiäre Rahmen kann eine gesunde Alternative zu anderen Einrichtungen sein.»

Ruedi Beiner ist der Mann hinter dem Projekt Alp. Der Sozialpädagoge gründete die Institution vor über 20 Jahren. Wir treffen den 57-jährigen Berner im Restaurant Toi et moi, direkt vor dem Berner Bahnhof. Zurückgelehnt sitzt er auf dem Sofa, eine Tasse Tee vor sich. Er hat viel zu erzählen, eine Stunde später steht der Tee unberührt vor ihm, mittlerweile kalt geworden.

Statt in die Klinik oder in ein Pflegeheim sollen Menschen mit Schwierigkeiten auf den Bauernhof. Wie kamen Sie auf die Idee?

Ruedi Beiner: 1994 kam ich nach einem längeren Auslandsaufenthalt in die Schweiz zurück. Ich hatte keinen Job, keine Wohnung. Aber ich wusste, dass ich auf einem Alpbetrieb arbeiten wollte. Die Abgeschlossenheit, die Intensität: Das hat mich gereizt. Also habe ich es gemacht. Ich hatte Kühe, habe sogar selber Käse gemacht – ein Bauer hat mir gezeigt wie. Verdient habe ich rund 2500 Franken, das war damals schon wenig. Da dachte ich mir: Ich könnte doch einen Pflegeplatz anbieten. Ich kam an meinen ersten Klienten, jemanden aus dem Suchtmittelbereich. Jede Woche ging ich für ihn Methadon aus der Apotheke abholen. Und obwohl die Zeit sehr intensiv war: Sie gab auch sehr viel Energie zurück. Die Arbeit auf der Alp hatte etwas Gesundes, Heilendes. Und auch der Person, die mit mir da war, ging es so, das habe ich gespürt. So hat das Ganze angefangen.

Das Projekt Alp ist seither zu einem kleinen Unternehmen mit 14 Mitarbeitern geworden. Über 60 Bauernfamilien, die Personen bei sich aufnehmen, machen mit. Insgesamt 36 Pflegeplätze bieten Sie an. Haben Sie damit gerechnet, dass Sie einmal so gross werden würden?

Nein. Das hat sich durch die grosse Nachfrage so entwickelt. Viele Gastfamilien wollten mitmachen, die Plätze waren begehrt. Also mussten wir unsere Administration ausbauen. Damit diese Stellen rentabel waren, mussten wir wiederum wachsen. Und wachsen wollen wir immer noch. Wir haben eine Auslastung von über 90 Prozent, wir können nicht alle Anfragen erfüllen.

Wachsen wollen Sie auch im Kanton Solothurn. Doch erst eine einzige Gastfamilie aus dem Solothurnischen macht mit. Wieso klappt es hier nicht?

Seit drei Jahren versuchen wir, in Solothurn Fuss zu fassen. Wir haben einige Anstrengungen unternommen. Etwa zusammen mit dem Bauernverband und Frauenvereinen. Und wir haben unser Projekt an Treffen von Bauern vorgestellt. Das Interesse von Familien war aber bisher relativ gering. Erklären kann ich mir das nicht, ich kann höchstens fantasieren. Vielleicht ist diese Art von Arbeit in Bern stärker verankert als in Solothurn. Vielleicht sind wir auch einfach noch zu wenig bekannt, Mund-zu-Mund-Propaganda ist in unserem Bereich besonders wichtig. Und natürlich ist die Arbeit auch fordernd, das ist nicht zu unterschätzen.

Was muss eine Gastfamilie denn alles mitbringen?

Das ist unterschiedlich. Die Klienten müssen etwa ein möbliertes Zimmer haben, Zugang zu sanitären Anlagen, solche Sachen. Dann gibt es aber auch weiche Kriterien. Was für Erfahrungen hat die Familie bisher gemacht? Vieles läuft hier über die Gefühlsebene. Hat die Familie Zugang zu solchen Themen? Hat sie Verständnis für jemanden in einer Krise? Hat sie ein «Gspüri» für die? Das versuchen wir herauszufinden. Für uns ist es wichtig, dass wir eine

breite Auswahl an Familien haben. Bei uns machen klassische Milchwirtschaftsbetriebe mit, dort wird gemolken und geheut. Aber auch Bio-Betriebe, wo Gemüse und Kräuter angebaut werden. Wir haben junge Familien mit Kleinkindern, ältere mit erwachsenen Kindern. Wir versuchen herauszufinden, zu welcher Art von Familie der Gast möglichst gut passen würde. Und wir berücksichtigen seine Wünsche.

Wenn Sie eine Gastfamilie gefunden haben: Wie läuft die Vermittlung dann konkret ab?

Zuerst: Die Klienten sind in der akuten Phase nicht bei uns. Der Entzug passiert in der Klinik. Oder Menschen mit psychischen Problemen: In der akuten Phase sind sie in der Klinik. Erst danach kommen sie in die Familien. Denn diese Menschen müssen für die Familien tragbar sein. Das klären wir bei einem Vorstellungsgespräch ab. Dann gehen wir mit dem Klienten bei der Familie vorbei, es gibt ein Gespräch, eine Besichtigung. Beide haben das Recht zu sagen, ob es passt oder nicht. Einen Aufnahmewang gibt es nicht. So machen auch Gastfamilien bei uns mit, die einen Klienten haben, dann während Monaten pausieren, bevor sie wieder

jemanden aufnehmen. Bei einem Aufenthalt finden wöchentlich Gespräche mit einer Fachperson von uns statt. Beide Parteien können jederzeit sagen, wenn es nicht mehr gehen sollte.

Jemanden in einer Krise in seine Familie hineinzulassen: Die Vorstellung kann abschreckend sein.

Ja. Deshalb erzählen wir einer Familie, die sich bewirbt, was auf sie zukommen könnte. Es ist aber auch immer gut, wenn sich die Familien untereinander austauschen: Wie machen es andere am Mittagstisch? Wie grenzen sie sich ab, wenn sie in der Familie persönliche Dinge besprechen wollen? Oder was machen sie, wenn sie am Wochenende Mal weg wollen? Wichtig ist: Dabei werden sie von uns unterstützt. Die Familien müssen keine Entscheide fällen, etwa ob ein Gast am Wochenende nach Hause darf. Wir versuchen mögliche Konflikte so früh die möglich anzusprechen und zu entschärfen. Schliesslich ist es aber auch nichts Spektakuläres. Die Menschen haben persönliche Krisen, das muss man wissen. Die Leute kommen zu uns, weil sie etwas mehr Unterstützung brauchen. Und hier kann der familiäre Rahmen auf dem Land eine gesunde Alternative zu anderen Einrichtungen sein.

Und wer bezahlt das Ganze?

Das kommt darauf an, woher die Leute kommen. Das können etwa Sozialdienste sein. Wenn der Aufenthalt der Klienten eine angeordnete Massnahme ist, bezahlt die Behörde, die die Massnahme angeordnet hat. Also die Justiz, oder Jugendgerichte, oder die Kesb. Rund 200 Franken kostet ein Tag, etwas weniger als die Hälfte davon geht an die Familien. Mit dem Rest decken wir unsere Kosten. Wir sind als gemeinnützige Aktiengesellschaft organisiert, die keinen Profit machen darf. (rka)



Ruedi Beiner.

Bild: zvg



Bilder: Hanspeter Bärtschi

Angebote: Einerseits bei einer Familie, die Bauwagen vermietet. Doch das interessierte mich nicht so. Die zweite Möglichkeit war der Hof hier mit den Pferden. Das passte mir schon eher. Ich arbeite nun hauptsächlich mit den Pferden. Aber auch bei den Hühnern, Schafen und Hunden helfe ich mit. Bei mir geht es um die Stabilisierung. Ich möchte längerfristig von diesen Substanzen wegbleiben – bis jetzt hat das funktioniert. Und ich möchte wieder auf eigenen Beinen stehen.»

Das Lied «Waterloo» von Abba schallt durch die Küche. Es ist das Handy von Anita

Trachsel. Sie drückt den Anrufer weg und redet weiter.

«Mit Pädu funktioniert es sehr gut. Er ist zuverlässig, man kann sich auf ihn verlassen. Und er hat einen guten Umgang mit den Tieren. In den letzten einhalb Jahren ist er zu einem Teil der Familie geworden. In diesem Fall hat es geklappt. Es war aber auch schon anders. Mit einem Gast, einer Frau mit Alkoholproblemen, war es besonders schwierig. Es passte schlecht bei uns, sie wurde zu einer grossen Belastung für die ganze Familie. Irgendwann musste ich sagen: Es geht nicht mehr. Natürlich

machen wir unsere Türen für jemanden auf, den wir nicht kennen, der in einer schwierigen Lebensphase ist. Darauf muss man vorbereitet sein. Aber es ist wichtig, dass man sich selber und seine Familie ein Stück weit schützt. Und dass man seine Grenzen kennt. Und erkennt, dass die Person eine andere Unterstützung braucht, als wir anbieten können. Wir sind keine Therapeuten. Ich habe gelernt, früh zu formulieren, was o. k. ist und was nicht. Aber in den meisten Fällen findet man sich gut. Dann ist es auch umso schöner, wenn man später, wenn die Gäste wieder weg sind, wieder einmal etwas von ihnen hört.

Wir haben einige Regeln bei uns aufgestellt. Das sind ganz einfache Sachen, wie in normalen Familien. Etwa dass man sich hilft, dass man ehrlich miteinander ist, nicht stiehlt. Und auch bei der Arbeit gibt es natürlich Regeln. Dass etwa das Tagesprogramm eingehalten wird. Oder dass bei den Pferden immer das Tor geschlossen wird. Solche Sachen.»

An dieser Stelle muss Patrick Furrer schmunzeln:

«Damit hatte ich Mühe. Ohne Drogenkonsum zu arbeiten, das ging verblüffend gut. Das war vorher nicht immer so. Aber... jaaa... Am Anfang konnte ich die Regeln nicht so einhalten. Gerade am Morgen aufzustehen, war schwierig.»

Nun lacht Anita Trachsel. Sie sieht es nicht ganz so tragisch. Später zeigen uns die beiden noch den ganzen Hof. Den Stall, das Hühnergehege, die Schafweiden. Die Tiere spielen eine wichtige Rolle, findet Anita Trachsel.

«Tiere sind ehrlich und unvoreingenommen. Man kommt hin und wird so genommen, wie man ist. Das ist für viele schön. Wir versuchen, uns auch so zu verhalten. Bevor wir einen neuen Gast bei uns aufnehmen, bekommen wir jeweils Infos über seine Vorgeschichte. Für mich ist diese aber zweitrangig. Ich schaue, wie die Situation bei uns ist, wie wir miteinander auskommen. Dazu kommt: Bei Tieren muss man

Verantwortung übernehmen. Wer das nicht tut, ist schuld daran, dass es den Tieren schlecht geht. Und gerade Pferde geben sehr direkt Feedback. Und gleichzeitig sind es sehr sensible Tiere, die nicht alles mitmachen.»

Sobald Patrick Furrer von den Pferden umgeben ist, macht er eine bemerkenswerte Veränderung durch. Immer mehr und immer offener beginnt er zu erzählen, von sich, seiner Vergangenheit, seinen Wünschen. Und schliesslich zeigt er uns auch noch sein Zimmer. Ein Bett, ein Pult, ein Fernseher, zwei Gitarren.

«Früher habe ich noch mehr Musik gemacht. Auch in einer Band. Irgendwann ging das aber nicht mehr. Es ist eine schöne Zeit hier. Die Landschaft, die Leute. Das Arbeiten mit den Tieren tut mir gut. Ich bin froh darum, dass ich das machen durfte.»

Wie lange Patrick Furrer noch auf dem Hof bleiben wird, weiss er nicht. Das wird zusammen mit dem Betreuer von Projekt Alp entschieden. Es geht ihm heute schon deutlich besser, sagt er. Trotzdem: Alleine nachts in den Ausgang zu gehen, das traue er sich noch nicht. Zu gross sei die Rückfallgefahr. Ausserdem fällt es ihm schwer, wieder einen Job zu finden. Hauswart möchte er nicht mehr werden, er hat einen anderen Traum: Wenn er eine entsprechende Stelle findet, möchte er ein Bauernlehrjahr machen.



Für Anita Trachsel war früh klar, dass sie sich sozial engagieren möchte.

«In den letzten einhalb Jahren ist Pädu zu einem Teil der Familie geworden.»

Anita Trachsel
Macht bei Projekt Alp mit